

Die Psychologie des französischen Arbeiters.

Die „Humanität“ vom 23. November veröffentlicht unter dem Titel „Der Geschmack an hohen Löhnen“ an leitender Stelle Betrachtungen von Pierre Gamp, dem bekannten Schilderer des französischen Arbeiterlebens. Sie scheinen uns in der Beurteilung der Arbeiter die Verallgemeinerung etwas gar zu weit zu treiben. Jedenfalls aber sind sie bemerkenswert, weil von ihnen auch manches Licht auf die Haltung der Arbeiterchaft Frankreichs in den wirtschaftlichen und politischen Kämpfen und auf die sozialen Möglichkeiten der nächsten Zukunft fällt.

Gamp geht von der Abneigung des französischen Arbeiters gegen den Stücklohn aus. Die alte künstlerische Freude am Werk, das er schafft, ist in ihm größer als der Hunger nach Geld. (Dem scheint die Tatsache zu widersprechen, daß just in Frankreich die Praxis und Theorie der Sabotage eine größere Rolle spielen konnte als irgendwo anders. D. Med.) Der französische Arbeiter glaubt auch, daß die Arbeit vor allem seinem Unternehmer Nutzen bringt und daß er der Gerechtigkeit diene, wenn er seine Tätigkeit vermindert, deren Entlohnung immer ungerecht ist. Wenn ein Motor in einer Werkstatt glühend wird und die Transmissionsen zum Stehen bringt, ist das erste Gefühl des Arbeiters nicht das Bedauern über den Lohnverlust, sondern die spöttische Freude, daß der Profit des Unternehmers verkleinert wird. Der Haß gegen das Vermögen, von dem er abhängt, ist in ihm stärker als der Geschmack am persönlichen Nutzen. Ein Unfall in der Werkstatt läßt ihn vom Unternehmer sagen: Er hat genug Profit gemacht. Wird der Unternehmer fällt, reiben sich die Arbeiter die Hände. Dieser Geist, der von der Anwesenheit bei der Entlohnung und dem ehernen Vorurteil herkommt, daß der Arbeiter nicht zu viel verdienen soll, verbindet sich mit der Kleinigkeit des Unternehmers, dessen ganze Tätigkeit dahinstrebt, 400 000 Fr. zu verdienen, um sich mit einer Staatsrente von 1000 Fr. monatlich zur Ruhe zu setzen. Gar viel kleine französische Industrielle und so manche große verstehen nicht, daß 8 Millionen ein Mittel sein können, ein Niesenvermögen zu verdienen. Für diese Krämmergeister erscheint die Freiheit, die ganze Woche Angelfischererei zu betreiben statt nur am Sonntag, als der Lohn erfolgreicher geschäftlicher Tätigkeit. Sie zwängen überall etwas ab, um es mit 50 Jahren soweit zu bringen.

Ebenso schämt sich der französische Arbeiter mit 10 Frank täglich glücklich und sucht nicht in der Vermehrung des industriellen Vermögens die Rechtfertigung, 8 Frank Stundenlohn zu erhalten. Er ist überzeugt, daß der hohe Lohn, der als eine Folge beschleunigter Städtarbeit erlangt wird, nur momentan sein kann und den Stücklohn senkt, so daß der Arbeiter wieder zu seinem Tagesertrag herabgesinkt und die erhöhte Tätigkeit nur dem Unternehmergewinn zugutekommt. Er hält es darum für eine Sache seines Interesses und der Gerechtigkeit, langsam zu arbeiten. In dieser Lage festgebunden, reguliert er die durch Verlangsamung seiner Handgriffe. Seine berufliche Politik ist nicht, den höchstmöglichen Lohn zu verdienen, sondern unter einem gegebenen Tarif, bei einer möglichst langamen Arbeit zu verbleiben. Er würde erschrecken, wenn sich ihm eine Gelegenheit darböte, 100 Fr. im Tag zu verdienen, und würde sich fragen, welche Sklaverei aus dieser neuen Bedingung für ihn erwachsen würde. In manchen Werkstätten hat die Erhöhung des Lohns die Unregelmäßigkeit in der Anwesenheit hervorgerufen. Der Arbeiter, der seinen Bedürfnissen entsprechend verdient hatte, ließ seine Arbeitsenergie stoen. In einer Kraftwagenfabrik, wo zwei Schichten bei 12stündiger Arbeitszeit — 11 Stunden effektiver Arbeit — abwechselten, wurde durch Einlegung einer dritten Schicht die Arbeitszeit auf 8 Stunden herabgesetzt. Der Stücklohn blieb im Gesamtbetrag derselbe. Jedermann hielt sich an eine durch seinen Willen und nicht durch die Zeit und durch die Arbeitsmittel bestimmte Arbeitsleistung. Das gemischte männliche und weibliche Personal in den Kriegswerkstätten hat diese Tendenz zur Einschränkung klar gezeigt. Die nur auf Verdienst bedachten, der Arbeiterolidarität gleichgültig gegenüberstehenden Frauen suchten nur den höchsten Preis für ihre Tagesarbeit. In einer Granatenfabrik, wo eine Gruppe von vier Männern in acht Stunden 500 Stück zur Schleiferei brachte, erreichten vier ungelernete Frauen die Zahl von 800. Viele französische Arbeiter haben keinerlei Willen, hohe Löhne zu erobren. Dort wo das Taylorsystem denen, die sich ihm freiwillig unterwerfen, eine Lohnerhöhung von 50 Proz. brachte, forderten wohl manche Kollegen die Anwendung dieser Methode, aber andere behandelten die Neuerer als Handwerkerverderber, in der Überzeugung, daß je mehr ein Arbeiter produziert, er seinen Kameraden umso mehr Schaden zufügt. Die Werkführer, gewöhnt, die Arbeit zu regeln, verabscheuen die vervollkommnete Maschine, die ihre Tätigkeit aufhebt. Der Unter-

nehmer, der seine Ruhe liebt, will nicht sein Kapital für eine Veränderung der industriellen Apparate riskieren. Der Arbeiter zieht die Bremse an, um das Vermögen des Unternehmers zu verkleinern und verringert dementsprechend seine Aussichten auf Lohn-erhöhung.

Der Triumph der Arbeit kann von keiner Klasse kommen, die durch Verzicht niedergedrückt ist. Der Reichtum der Nation ist nur möglich, wenn die Macht der Forderung der Arbeit der Erzeugung zu Hilfe kommt. Die Arbeiter müssen die Methoden fordern, die die kurze Arbeitszeit und den hohen Lohn ermöglichen. Es heißt nicht voll leben, wenn man 10 Frank täglich verdient und sich für glücklich hält, weil man ein Beersieck mit Bratlarstoseln isst und einen Liter Wein dazu trinkt. Warum strebt der Arbeiter nicht danach, schöne Möbel zu besitzen, sich dabei ausgiebig zu waschen und gute Musik zu hören? Wenn die moderne Industrie die Freude an der Arbeit selbst aufhebt, so möge sie den Menschen die Möglichkeit der Wohlfahrt bieten! Der Arbeiter muß den Unternehmer zwingen, eine Produktionsmethode zu wählen, die den höchsten Gewinn und einen Tageslohn von 30 Fr. gibt!

In der Darstellung Gamps, die mit einer Verherrlichung des Taylorismus endet, steht neben manchem Richtigen sehr viel Böshilbedenliches. Der Jänklergeist ist sicher für die Arbeiterchaft schädlich, aber ob die Uebernahme der amerikanischen industriellen Organisation den Arbeitern die volle Teilnahme an den Kultur-gütern sichern würde, scheint just bei einem Blick auf Amerika selbst zweifelhaft. Und die 30-Franken-Utopie (übrigens wieviel französische Arbeiter verdienen jetzt die von Gamp so gering geschätzten zehn Franken?) ist recht verdächtig. Man hat freilich besonders in den letzten Monaten vom Import fremdbräutigter Arbeiter, besonders Ostasiaten und Nordafrikaner, in Frankreich erfahren. Es wäre indes doch sehr seltsam, die französischen Arbeiter auf eine Gesellschaftsentwicklung zu verweisen, wo die ungelernete Arbeit einer verklärten farbigen-Bevölkerung zugewiesen würde. Im übrigen erinnert die Anschauung Pierre Gamps auf fatale Weise an den Ausgang des St. Simonismus, der über die ideologische Verkürzung der „industriellen“ Klasse hinüber zur großkapitalistischen Grönderei der Periere führte. In verwandten Strömungen fehlt es heute in keinem Land. In Frankreich war besonders die Rede Albert Thomas in Creusot an solchen Agenten reich. Und es ist doch nicht ohne Bedeutung, daß Pierre Gamp ebenso wie in der „Humanität“ auch in „Figaro“, dem Blatt, das um der „Arbeitsenergie“ wegen den Arbeiterschutz vermissen belämpft, politische Aufnahme findet. O. P.

Kleines Feuilleton.

Hans Richter 4.

Hans Richter, der berühmte Wagnerdirigent, ist in Wahrenst, der Städte seiner höchsten Meisterchaft, gestorben. In ihm ist einer der Musiker von echtem Eörot und Korn dahingegangen, eine im Grunde einfache, aber großgeartete Persönlichkeit. Richter war der Kapellmeister der alten Schöle, der alle Kenntnisse des Handwerks von Grund auf beherrschte. Er war am 4. April 1843 zu Naab in Ungarn geboren und trat schon mit zehn Jahren als Chorwabe in die Hofkapelle in Wien. Er studierte dann am dortigen Konservatorium. Im Jahre 1866 auf 1867 trat der entscheidende Ruf an ihn heran, und sein Leben belam von da an sein Ziel, dem er mit unwandelbarer Treue anhing: Wagner und seine Sache. Wagner berief ihn danach nach Trieb- schen bei Luzern, damit er ihn bei der Kopierung der Meisterliängerpartitur helfe. Hier wurde ihm der Grund zu der dauernden Jüngerschaft und Freundschaft gelegt. Mit Wagners Empfehlung lam er als Chorleiter nach München — und von nun an ist er mit seinem Meister Wagner in ständiger Föhlung. Er leitete die erste „Lohengrin“-Auführung in Drüssel (1871). Dauernde Kapellmeisterfähigkeit fesselt ihn dann an das Wiener Nationaltheater (1871—75). Dann lam er an die Wiener Hofkapelle, der er von 1898—1900 als erster Kapellmeister vorstand. 1878 dirigierte Hans Richter die „Nibelungen“ in Wahrenst und erhielt damit die höchsten Weihen. In London und Wahrenst war er einer der führenden Wagner-Dirigenten schon zu Lebzeiten Wagners, und nach seinem Tode erst recht der Träger der Tradition. Immer mehr wurde Richter der mit Ehren und Anerkennung überhäufte Repräsentant Wagners. Besonders auch in England und Amerika war er der populärste Leiter von großen Konzerten. Die letzten Jahre hatte er sich in Wahrenst zur Ruhe gesetzt.

Als interpretierender Künstler gehörte Hans Richter zu den „Kassidien“, d. h. gesunden Naturen. Er hatte die große Linie und den Sinn für das Ganze. Die tüftelnde Herausarbeitung von Details, die mehr psychologisch zerfasernde moderne Art war ihm fremd.

und formten eine Brotkugel, ohne zu bedenken, daß das Brot achtungswerte Gottesgabe wäre, die nicht zum Spielen taugte. Pfeisend holte er Luft in die Lunge und streckte die Rechte, in der der Herzschlag verräterisch zitterte, über den Tisch. „Ich hab' gewußt, Fritz, daß Er ein gehorsamer Sohn sei. Zum Dank darf Er mir die Hand drücken.“

„Ja tu's nicht, Herr Vater!“ sagte Fritz und nun zogen die Blide aller blank, denn die Stimme war fremd und lam aus einem bleichen zudenden Mund, der unter scheuen Augen sich trotzig aufwarf, derweil im gedrückten Blick ein merk-würdig Signallicht glomm. „Ja tu's nicht, ich kann's nicht; mein Wille ist dagegen.“ Und er zitterte aufstehend am ganzen Leib, in schwerer Angst vor der Kühnheit, die, wider Willen, aus ihm stieg und ihm zähneknirschend die Fäuste ballte. „Ich hab' nur gehoffet und gelehrt für dies Eine! Das laß' ich mir jetzt nicht nehmen, Herr Vater! Ich muß predigen und helfen dürfen, sonst bin ich mir selbst zu elend. Sagen Sie das dem Herzog! Ich kann kein Paragrafhen-ritter sein!“

„Fritz! mahnte die Mutter und suchte ihr Kind mit den Blicken vor des Vaters Jörn zu decken, der schon mit blut-roten Fahnen aus Kaspar Schillers Pupillen grühte. „Der Herzog hat es befohlen! Vater konnte nicht anders; gewiß hat er für dich gesprochen. Nichtwahr, Kaspar?“ und die Tränen wehklagten still in ihren demütig stehenden Augen, die um härkende Einigkeit der Jhnen bettelten.

„Wie redet Er, Lausjunge, zu Seinem Vater? Natürlich: die Frau Mama helfet Jhm und da ist Er stark. Ich werd' Jhm den Gehorsam einbleuen, damit Er weiß, ob ich Jhm Menschenchaft schuldig bin oder nicht, wenn ich über Sein Glück verfüge. Bring' Er den Stecken!“

Weinend umklammerte das Phinele den Hals der Mutter, deren Blicken Kaspar Schiller geflissentlich auswich. Es drehte allen die Köpfe: War das ihr Fritz, der nun so schrill und respektlos sprach?

„Ich bring' Jhnen schon den Stecken, Herr Vater, damit Sie dreihauen können, aber die Seele, die Seele in mir, die machet ihr dadurch nicht anders! Ich will Prediger werden, ich muß Prediger werden, ihr habet mich alle dazu erzogen! Ich bin kein Wagen, dem man auf einmal anderen Vorspann gibt.“ Die Kraft war am Ende. Das Zittern überfiel seine vorgestreckte Hand, wie einen Baum ehe-

Die Zuhörer, die ihm zujubelten — in Berlin zuletzt bei einem Konzert der Blüthharmoniker — empfanden in ihm die große, einfache Persönlichkeit und hatten das sichere Gefühl: hier ist einer am Werk, der mit festem Blick alles überflieht und beherrscht.

Bukarest, wie es war und ist.

Einst hieß sie die „Freudenstadt“ — jetzt ist sie zur Stadt der Sorge und der Angst geworden. Einst lamte sie kein höheres Interesse, als trunkenen Genuß des Augenblicks. Auf der Calca Victoriei herrschte die Eleganz, die Koterie, der müßige Bummel: Laßhube und rauschende Interöde, Puder und Schminke, feurige Blide herüber und hinüber, elegante Wagen, nicht gefüllte Kaffeekücher, kurz: die ganze Spannung jenes Augenblicks- und Genußlebens, dessen Uemulter die größere Verführerin an der Seine bildet. Und doch — wie lange war es denn, daß diese Calca Victoriei überhaupt existierte? Gatten die Bukarester schon vergessen, was sie war und wie sie ausah, als der deutsche Fürstienlohn seinen Einzug in die Stadt hielt? Damals war sie noch die alte Strada Rogosvi, und es war ein fürchtbar höckeriges Pflaster, über das den Hohenzollern-prinzen der Wagen zu jenem einfüßigen, schmucklosen Hause trug, das der Reiche nach Spital, Kaserne, Militärschule und Kommandantur gewesen war und zuletzt den Fürsten Guza Heberberg hatte, den man um Mitternacht, vor den Augen seiner schönen Geliebten Maria Hohenzollers zur Abkantung zwang. Aber dann befreite dieser Hohenzoller das Land von der Türkerherrschaft, und aus der Strada Rogosvi wurde die „Siegesstraße“, die sich mit großen äppigen Häusern füllte. So ist alles jung, alles parvenühaft in dieser Stadt, obgleich sie als Kulturstadt nicht neu ist. Es war im Jahre 1698, als die Hauptstadt von Zergetowitsa nach Bukarest verlegt wurde, und damals verfügte diese neue Residenz über ein einziges Steingebäude. Noch im Anfange der Regierung des Fürsten Karol war Bukarest eine pflasterlose Stadt, im Sommer bei Trockenheit ein unergründliches Staulmeer, im Winter bei Regen ein ebenso unergründlicher Schmutzsee. Durch Steine und Bretter mußte man damals Karten über den Straßensumpf führen, und noch heute sieht man es dem Stadtbilde von Bukarest wohl an, wie jäh und unvermittelt seine Umgestaltung erfolgt ist. Lange dehnten sich hier zwischen einzelnen, mehr oder weniger modern ausgebauten Vierteln leere Pläcken, halbe Wästeneien oder Streden ländlicher Bewirtschaftung, an die sich dann plötzlich wieder ein Pigeunerdorf oder eine Türkenhiedelung oder ein Dörkchen anschloß. So entstand ein launenhaftes, wirres Stadtbild, ausgebreitet aus einem Umfang, wie ihn Niesenstädte, etwa wie Berlin und Paris, einnehmen, auf der ins Unbegrenzte sich dehnenen Ebene, am Dufser der trag- und gelblich stehenden Dimbowiza. Vom anderen Ufer her beherrscht die Stadt die alte Metropolitankirche auf ihrem Hügel, in der der Heilige Bukarester, Sfantia Dimitrie, in kostbarem Silberlorge ruht. Erst groß angelegte Straßendurchbrüche, die hauptsächlich eine östwestliche Boulevarddreie schufen, brachten einen planmäßigen Zug in das Bukarester Straßennetz.

Die Calca Victoriei — sie war Bukarester's Passade. Die Passade nach Westen, nach Europa hin. Da konnte der Fremde gebelndet und überrascht sein. Aber ging er seitab, da sah er sich mit einmal im Orient, dies Wort im üblichen Sinne verstanden! Ganze Quartiere, die Reichthäufen gliden und bewohnt waren von unjählich Armen in Bretter- und Lehmhütten, wo nackte Kinder im Straßenschaube neben Schweinen sich wälzten: das war es, was er dann zu sehen bekam. Um das frühere kronprinzliche Schloß zog sich an der Vorderseite eine prachtvolle Mauer, die den Park abschloß; aber die Rückfront zeigte einen verfallenen Bretterzaun, an dem geringe Bettler lungerten. Das war der tiefe Widerspruch, die tiefe Unsolidität in dieser Stadt. Ein Däne ist es, der die einfüßige Freudenstadt mit den Worten gekennzeichnet hat: „Es lebe das Blendwerk! Eine Wunde ins Anopstoch.“ Und so, im Blendwerk, hat Bukarest auch in den Krieg hineingelebt. Was waren das für Szenen, da auf der Calca Victoriei die Neutralisten und die Interventionisten sich Schladten lieferten, in denen die Stimmen der Zeitungsausrufer, die eleganten Spazierlode und — nicht zuletzt — die Mäuler der Volkerebner die Waffen lieferten. Da siedete das Bukarester Leben, da genoh Bukarester mit Jubrust seine Wichtigkeit, genoh es die Spannung des Augenblicks, den Reiz des Spielens mit dem Feuer. Aber siehe! Das Feuer wuchs in der Hand der Reichthänigen und wuchs ihnen über die Köpfe hinaus, und nun hängt die Flamme über ihr, der Freudenstadt. . . .

Notizen.

— Vorträge. Die Bevölkerungspolitik behandelt Doktor Magnus Hirschfeld am wissenschaftlichen Abend der Humboldt-Akademie Sonnabend, den 9. Dez., 8 Uhr abends, Dorckstr. 12.

er fällt, seine Hand umklammerte die Tischplatte, unaufhaltfam wuchs die Tränenfaat. Die eisige Erkenntnis der Hilflosigkeit schüttelte ihn, er fühlte zum ersten Mal die menschliche Verlassenheit, das Alleinstehen im Lebenskampf. — „Neket mir doch!“ flehte er hoffnungslos, „sonst bin ich am Ende. Habet Mitleid mit mir! Seit der Hoven ging, hab' ich's geahnet.“ Wieder riß ihm etwas ehernes, das er heute zum ersten Male mit Schauern in sich erkannte, die Stimme heraus! „Wollet ihr, daß ich unglücklich sei? Gilt das weniger als ein herzoglicher Augenwink? Herr Vater, Herr Vater!“ er schlug sich auf die Brust, „verstehen Sie nicht, daß man etwas in sich trägt, das sich nicht befehligen läßt?“

Fritz Schiller blidte mit fixen Augen schrederfüllt um sich und erkannte den übermächtigen Feind; er schlug die Hände vor's Antlitz und sah für einen kurzen Augenblick den traurig hehren Weg vor sich.

„Fritz,“ murkte der Vater wider Willen weich, „Er ist vorhin nicht bei klarem Kopfe gewesen, sonst häit' Er nicht so unziemlich geredet zu mir,“ er sah wortlos und unsicher zu Boden.

„Herr Vater!“ Fritz umklammerte des Hauptmanns Knie und barg das Haupt, als stände der riesige Feind hinter ihm auf, der ihn entsetzte, „sprechen Sie nicht so distanziert zu mir! Haben Sie ein Herz! Ich kann euch alle sonst nimmer lieben, so recht vom Innern her.“ schrie sich Fritz. — „Nur laßet den Fritz im Stich?“ Er stand tief erschüttert auf und wuch den streichelnden Mutterhänden aus. Lobtraurig sah es den Kreis. „Mutter,“ sagte er, „warum hast du so wenig Gewalt?“ Sie sah schmerzlich zu Boden, das Phinele fiel schluchzend um seinen Hals: „Ich halt' zu dir!“

„Es fehlte noch, daß Er Zwietracht zwischen seine Eltern trüge!“ sagte Hauptmann Schiller hart und maß sein Kind von Kopf zu Füßen, „Er unreifer Bursche! Mein Wort ist gegeben und Er hat zu gehorchen! Wasta! Und jetzt seh' er sich nieder und särcit' Er an die Frau Patin, die morgen Geburtstag hat! Wird's?! — Christophine, meine Tabakpfeif! Und du, Dorothea, kannst abräumen; mir ist der Appetit vergangen. — Die Hoven ist ein Rabenbich. Aber sage ihr ja nichts, Dorothea; sie kennet des Herzogs Kammerdiener; der könnte uns vernichten!“

Fritz Schiller lachte mit verzerrtem Mund; es war das sein fürchtbares Weinen. —

(Fortf. folgt.)

Ums Menschentum.

Ein Schiller-Roman von Walter von Molo.

Fritz nahm dem Vater bedrückt Degen und Hut ab und Frau Dorothea half ihm aus den engen Samajchen und der wirgenden Strawatte, derweil Phinele demonstrativ laut in der Küche hantierte. Er wußte ihnen heißen Dank, daß keines fragte.

Nachdrücklicher als sonst betete er heute das Tischgebet; er erfand es in schwer bewegtem Sinn: „Des Menschen Herz ist zum Bösen geneiget, der Mensch muß sich rühren und das Unkraut vertilgen. Ungehorsam wider göttliches Gebot, das sich in den Menschen zeigt, die uns vorgefeket sind, ist wie Distein und Dornen. Laß' uns, Du Wesen aller Wesen, denn innern und äußern Zustand verberbern, das heisset: laß' uns unablässig darnach streben, alles andre liegt in Deiner Hand. Die Pflichten hat erfüllt, wer reinen Herzens suchte, den Geboten, die Du jeweils sendest, zu gehorchen. Das tat ich, o Herr, und die Reinen werden, davor bürgt ich! mir folgen. Amen!“

Die feure Mutter zerschmolz ungenüht auf der heißen Kartoffelschale; etwas Fremdes, Lauernes hochte ungeladen am Tisch und umklammerte Herz und Kopf. Die Blide scheuchten sich und fielen sich wie hungernde Bettler an, sie trocken den Tisch entlang und hoben flehende Hände. Die bange Herzensahnung wußte jedes schwere Wort im voraus.

Das war nicht auszuhalten! Kaspar Schiller ging zum Angriff vor. Er klammerte sich auf dem köhigen Sessel fest, wie seinerzeit im Sattel, wenn er wider das Feuer groben Geschüßes ritt. „Fritz,“ sagte er und freute sich seiner ruhigen Stimme, „Er wird im neuen Jahre auf der herzoglichen Solitüde weiter studieren. Er hat so vorzügliche Karriere vor sich. Man kann als Beamter ebenso seinem Gott dienen, wie als Theolog. Ich hab' mit dem Herrn Herzog gesprochen: es ist alles abgemacht und in Ordnung.“

Es blieb still wie zuvor. Kaspar Schiller hob kühn den Degen seines Blickes, aber der lam nur bis zum Teller, dann sank er ihm auf das groblinnene Tischuch nieder und die gichtischen Jünger drückten

